

[Kopdruck verboten.]

45]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Meistens sprach der Doktor allein, und während er sprach, sah ihn der Nacional unverwandt mit stiller Bewunderung an. Was dieser Mann alles wußte!

Von seinem politischen Eifer entflammt, entzog der Wanderillero Don Josefito, dem Schullehrer, einen Teil seines Vertrauens und fragte den Doktor, wann die Revolution ausbrechen werde.

„Und was geht das Dich an? Deine Wünsche haben sich auf die Kenntnis Deines Metiers zu beschränken, damit Du der Gefahr entgehen und recht oft auftreten kannst, um Deiner Familie Geld ins Haus zu bringen.“

Der Nacional protestierte gegen diese Zurechtweisung. Er sei ein Staatsbürger wie jeder andere, ein Wähler, den die politischen Persönlichkeiten in Wahlzeiten aufsuchten.

„Ich glaube, daß ich berechtigt bin, eine Meinung zu haben. Wenigstens will es mir so scheinen. . . Ich gehöre zum Komitee meiner Partei, ja wohl! Daß ich ein Stiersechter bin? Oh, ich weiß, es ist ein niederes und rückschrittliches Gewerbe, aber das hindert mich nicht, meine eigenen Ansichten zu haben.“

Er bestand auf dem Ausdruck „Rückschritt“ mit Anwendung auf das Stiersechten, ohne den Spott Don José's zu beachten, da er nur für den Doktor sprach. Die Schuld an allem trage Ferdinand VII., jawohl, jener Tyrann, der die Universitäten schloß und dagegen die Stiersechter in Sevilla errichtete, wodurch er diese Kunst verhaßt und die Stiersechterei überhaupt lächerlich gemacht habe. „Verdammt sei der Tyrann, Doktor!“

„Und woraus schließt Du denn, daß es ein Rückschritt ist?“, fragte der Doktor, „Du bist ein guter Mensch, Nacional, und hast die besten Absichten von der Welt, aber Du bist auch ein Unwissender.“

„Gewiß“, rief Don José aus, „das stimmt. Im Komitee ist ihm von den vielen Predigten und Brandreden der Kopf verdreht worden.“

„Die Stiersechterei ist ein Fortschritt“, fuhr der Doktor lächelnd fort. „Hörst Du wohl, Sebastian? Ein Fortschritt in den Sitten und Gebräuchen unseres Landes, eine Besserung in den öffentlichen Belustigungen, denen sich die Spanier in früheren Zeiten hingaben, in jenen Zeiten, von denen Dir Dein Don Josefito oftmals erzählt haben dürfte.“

Kruiz hielt ein Glas in der Hand und redete in einem fort weiter, indem er nur anhielt, um einen Schluck zu tun. „Wenn behauptet wird, die Stierkämpfe seien uralte, so ist das eine gewaltige Lüge. In Spanien wurden von alters her zum Vergnügen des Volkes Bestien getötet, aber das Stiergefecht, so wie wir es heute kennen, existierte früher nicht. Der Sid griff Stiere mit Lanzen an, zugegeben. Die maurischen und christlichen Ritter vergnügten sich in den Reitbahnen, aber Stiersechter von Beruf gab es damals nicht, und die Stiere wurden auch nicht auf ritterliche Weise und nach bestimmten Vorschriften getötet.“

Der Doktor griff in die jahrhundertelange Vergangenheit des nationalen Schaupiels zurück. Nur bei sehr vereinzelten Gelegenheiten, etwa wenn die Herrscher Hochzeit hielten, ein Friedensvertrag abgeschlossen, oder eine Seitenkapelle einer Kathedrale zugebaut wurde, veranstaltete man Stiergefächte zu Feier dieser Ereignisse. Diese Festlichkeiten wurden nicht regelmäßig wiederholt, und man kannte auch keine berufsmäßigen Kämpfer. Die staatlichen Ritter auf ihren prächtigen Pferden und in Glanz und Seide gekleidet sprengten in die Bahn, um die gehörnten Bestien im Angesichte der Damen mit Lanzen anzustechen oder Spieße nach ihnen zu werfen. Wenn es dem Stier gelang, sie aus dem Sattel zu werfen, zogen sie das Schwert und töteten das Tier mit Hilfe ihrer Knappen, indem sie ihm Wunden beibrachten, wo sie konnten, ohne irgendwelche Regel zu befolgen. War das Schaupiel für das Volk bestimmt, so stieg die Menge in

die Bahn hinab und griff den Stier massenweise an, bis es ihr gelang, ihn niederzuwerfen, worauf er mit Messerstichen getötet wurde.

„Die eigentlichen Stiergefächte existierten damals nicht“, fuhr der Doktor fort. „Es gab nur Feste wilder Tiere. Die Leute hatten, genau betrachtet, andere Beschäftigungen und verflühten über andere zeitgemäße Vergnügungen, so daß sie nicht nötig hatten, dieses Schauspiel zu vervollkommen.“

Der kriegerische Spanier hatte als Mittel zum Emporkommen die unaufhörlichen Kriege in verschiedenen Ländern Europas und die Eroberung Amerikas, die immerwährend tapferere Leute erforderte. Zudem verschaffte die Religion häufig aufregende Schauspiele, bei denen fremde Qual wöllüstige Schauer erzeugte und obendrein als Sündenablaß dem Seelenheil zugute kam. Die Kezegerichte mit nachfolgender Verbrennung bei lebendigem Leibe waren drastische Augenweiden, die die Veranstaltungen mit gewöhnlichen Stieren in den Schatten stellten. Die Inquisition sorgte für große Schauspiele.

„Es kam jedoch eine Zeit“, fuhr Kruiz mit einem feinen Lächeln fort, „wo die Inquisition ihre Allmacht verlor. Alles überlebte sich auf dieser Welt. Auch die Inquisition starb schließlich an Altersschwäche, lange bevor sie von revolutionären Gesetzen abgeschafft wurde. Sie war lebensmüde geworden; die Welt hatte sich verändert, und die Kezerverbrennungen waren ungefähr, was heute etwa ein Stiergefäch in Norwegen, zwischen Eis und trübem Himmel sein würde. Es fehlte ihnen die Lebenslust. Die Menschen fingen an, sich dieser Veranstaltungen mit ihrem ganzen Apparat an Predigten, lächerlichen Verkleidungen, Abschwörungen usw. zu schämen und Ekel zu kriegen. Die Inquisition wagte es schließlich nicht mehr, Kezegerichte abzuhalten. Wenn sie es nötig hatte, zu zeigen, daß sie noch existiere, begnügte sie sich damit, die Prügelstrafe bei geschlossenen Türen anzuwenden. Zu gleicher Zeit waren wir Spanier es müde geworden, in der Welt umherzustricken und Abenteuer zu suchen, und wir blieben zu Haus. Es gab keine Kriege in Flandern und in Italien mehr. Die Eroberung Amerikas mit ihrem fortwährenden Auszug von Abenteurern nahm ein Ende, und das war der Zeitpunkt, wo die Kunst des Stiersechters ihren Anfang nahm, und ständige Arenen gebaut wurden, wo sich Cuadrillas von Berufsechtern bildeten, der Kampf nach bindenden Regeln geführt und die verschiedenen Abteile und Gänge, wie wir sie heute kennen, angeordnet wurden. Die große Menge fand das Schauspiel sehr ihrem Geschmack entsprechend. Indem das Stiersechten zu einem Beruf wurde, demokratisierte es sich. Die Ritter wurden durch Leute aus den niederen Volksklassen verdrängt, die dafür, daß sie ihr Leben riskierten, bezahlt wurden, und das Volk strömte haufenweise zu den Zirkussen als alleiniger Herr und Richter über sein Tun und Lassen, da es sogar von seinen Mägen aus die Behörden ausschimpfen darf, die ihm sonst Respekt und Furcht einflößen. Die Nachkommen derer, die mit strengem religiösen Sinn dem Verbrennen der Kezer und Juden beiwohnten, scheuten nun unter lärmenden Kundgebungen dem Kampf zwischen Mensch und Tier zu, bei dem nur in sehr schlimmen Fällen der Tod an den Kämpfer herantritt. Ist das nicht ein Fortschritt?“

Kruiz hielt an seiner Idee fest. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als Spanien sich auf sich selbst beschränkte und den fernen Kriegen und neuen Eroberungen endgültig entsagte, als aus Mangel an Lebensbedingungen die kalte, religiöse Grausamkeit einging, da war es, wo die Stierkämpfe aufkamen und zur Blüte gelangten. Der im Volk stehende Muthurst und sein latenter Latendrang brauchte neue Mittel und Wege, um zur Befriedigung zu gelangen. Der wilde Instinkt der an Feste des Todes gewöhnten Menge brauchte ein Ausgangsventil. Die Kezegerichte waren durch die Stiergefächte ersetzt worden, und der Spanier, der ein Jahrhundert zuvor Soldat in Flandern oder Konquistador in der Neuen Welt geworden wäre, ward nun Stiersechter. Das neue nationale Schauspiel bot allen Ehrgeizigen, die Mut und Kraft besaßen, Gelegenheit, zu Ruhm und Glück zu gelangen.

„Das war ein Fortschritt, zweifelsohne“, redete der Doktor weiter, „deswegen schäme ich mich nicht, als ent-

schieden fortschrittlich gesinnter Mann, zu erklären, daß ich Gefallen an den Stiergefächten finde. Der Mensch braucht den Reiz der Grausamkeit, um die Einförmigkeit seines Daseins zu beleben. Der Alkohol ist auch schädlich, und wir wissen, daß er uns nicht zuträglich ist, aber fast alle genießen wir davon. Ein wenig Wildheit und Rohheit hier und da gibt neuen Lebensmut. Von Zeit zu Zeit wenden wir unsere Blicke gern zurück, um uns ein wenig auf das Leben und die Denkweise unserer längst entschwundenen Vorfahren zu befinnen. Das Viehische löst in unserm Innern Kräfte aus, deren Erhaltung wir uns zur Pflicht machen sollen. Die Stiergefächte sind grausam? Zugegeben, aber sie sind nicht das einzige grausame Schauspiel auf der Welt. Das Zurückgreifen auf die rohen, kraftvollen Vergnügungen ist eine menschliche Krankheit, an der alle Völker mehr oder weniger leiden. Deshalb werde ich unwillig, wenn die Ausländer nur immer gegen Spanien losfahren, als ob bei uns allein wilde Schauspiele existierten."

Der Doktor führte nun die Pferderennen an, bei denen viel mehr Menschen als in den Stiergefächten umkommen; die Mattenfänge durch abgerichtete Hunde, wobei gebildete Leute als Zuschauer gegenwärtig sind, die verschiedenen modernen Sports, bei denen die Teilnehmer mit Wein- und Schädelbrüchen abtreten; die Duellen, denen in den meisten Fällen nur eine ungesunde Reklamegier zugrunde liegt.

"Der Stier und das Pferd," rief Ruiz aus, "bringen gerade solche Leute zum Tränenvergießen, die im eigenen Land mit keiner Wimper zuden, wenn sie in der Bahn ein Rennpferd erschöpft, mit gebrochenen Beinen stürzen sehen und die Einrichtung eines zoologischen Gartens, wo die Tiere ein elendes Dasein führen, als höchsten Schmutz einer großen Stadt betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Verehrte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Geldt.

Der Vater blickt den Sohn fest an und sagt mit einer Stimme so voll Güte, daß keines der Kinder ihm je widerstehen konnte: "Mir ist, Jens, als hörte ich Dich fluchen — aber das kann doch wohl nicht stimmen."

Der Junge errötet und schlägt die Augen nieder. Und um von diesem Thema abzulenken, öffnet er das Taschentuch und beißt in einen Knäuel hinein.

Die Mutter aber tritt hastig dazwischen: "Willst Du das lassen, Bursche! Du kannst doch wohl warten, bis die anderen kommen!" Sie reißt das Päckchen an sich und leert den Inhalt auf einen Teller, den sie hinter einen Vorhang auf das Brett über dem Ofen stellt.

"Na, Jens," fragt der Vater, "Du bleibst wohl auch, wo Du bist?"

"Nein, ich glaube nicht, daß ich da länger dienen will. Der Mann ist gut, aber sie ist ein verzeufeltes Frauenzimmer."

"Willst du 'mal ordentlich von deiner Hausmutter sprechen!" tadelt die Mutter.

Und der Vater fügt still hinzu: "Jeder ordentliche Diensthote kann in seiner Stellung bleiben, solange er will. Auf diese Art kommen armer Leute Kinder vorwärts!"

"Ach Dred! Stellungen gibt's genug!" antwortet Jens. — "Hungern läßt sie uns auch. Und dann hält sie mir vor, daß ich arm bin und von Haus her nichts Besseres gewöhnt."

"Bei solchen Gelegenheiten tun wir am besten, uns taub zu stellen. Damit kommen wir am weitesten, mein Junge," seufzt der Vater.

Die Mutter fragt in einem Ton, durch den es wie erwachendes Mißtrauen klingt: "Du bist ihr gegenüber doch nicht naseweis?"

"Ach — nein!" lichte der Junge. "Ob Du es nicht doch mitunter bist? Mir ist bange, Du läßt Deinen Mund zu sehr laufen."

Wohl klingt durch der Mutter Stimme ein leiser Vorwurf, doch auch eine geheime Freude darüber, daß ihr Junge nichts an sich herankommen läßt.

Daher fürchtet sich Jens auch nicht zu erzählen: "Vor ein paar Tagen, als wir unser Vesperbrot bekamen, ein elendes Schnippelchen Speck zu einem dicken Stück Schwarzbrot, da fragte ich sie, hi, hi, ob wir nicht etwas mehr Licht andecken könnten, da ich mein Stück Speck nicht finden könne, hi, hi, — Herr des Himmels, wie hat sie da geschimpft!"

Peter, der bisher dagesessen, an seine Zahlen gedacht und seine Stiefel betrachtet hat, fängt plötzlich an zu lachen. Es wirkt

sehr komisch; niemand hat zuletzt auf ihn geachtet. Die Mutter wendet sich ab und beginnt mit allerhand Dingen herumzuhantieren. Mit abgewandtem Gesicht sagt sie:

"Ich hab' mein Rundwerk auch wohl gebrauchen können, aber naseweis und frech war ich nie; — auf was der Junge nicht alles kommen kann!"

Der Vater aber schüttelt den Kopf: "Arme Leute müssen sich nach den anderen richten, wenn sie je daran denken wollen, vorwärts zu kommen."

"Ach Dred! es gibt Stellen genug!" sagt Jens sorglos.

Es entsteht eine kleine Pause.

Dann fängt Jakob Weidenhäusler leise an zu lachen. Die Bemerkung des Jungen zu der Hofbesizersfrau hat ihn wohl doch belustigt. Aber sofort rafft er sich wieder auf und runzelt sogar die Brauen, indem er sagt: "Zeig' mal deinen Lohn her, Jens!"

Es fehlen ungefähr zwölf Kronen.

"Aber wozu hast Du all das viele Geld gebraucht, Junge?"

"Ich hab' mir eine Peise gekauft und — ah — dann hab' ich mir 'was erhandelt und umgetauscht und — ah — dabei — ich weiß nicht mehr genau!"

Dieses Rechenschaftablegen ist nicht so angenehm, und Jens blickt verlegen zum Fenster hinaus.

"Hallo!" ruft er, "da kommt Paul!" Und fort ist er, zur Tür hinaus, um seinen kleineren Bruder zu empfangen.

Jakob Weidenhäusler aber schüttelt den Kopf und blickt zu seiner Frau hinüber: "Ich fürchte, der Junge wird nicht gut tun, Du!"

"Ach — am Ende wird er gerade der allerfeste, Jakob," antwortete Dortte, "das kann man nie wissen!"

Der kleine Paul ist ein richtiger Dickwanst mit roten, vollen Waden. Er watschelt so drollig einher und sieht sehr zufrieden aus. Er ist das Nestkudde, der jüngste der ganzen Schar.

Der Mutter reicht er das Bündel mit allen Sachen, das er auf dem Rücken hat; er trägt ja sein Sonntagszeug: einen aus den Sachen der älteren Brüder angefertigten Anzug, der zum Wachsen eingerichtet ist, so daß er die viel zu langen Ärmel umkrempeln muß.

Es steht mitten im Zimmer und sieht sehr drollig aus in seiner viel zu großen Jade. Seine großen Kinderaugen aber strahlen vor Freude, wieder daheim zu sein, und er blickt immer von einem zum andern. Und Paulchens Blick ist wie eine Sonne, die ringsum zündet.

"Paul, der soll aber einen Kuchen haben, Mutter!" ruft Jens.

"Ja, ja, das muß er wohl!" Sie greift nach dem auf dem Brot stehenden Teller. "Und Du mußt wohl auch einen haben, Du Schlot!" murmelt sie gutmütig.

Jakob Weidenhäusler steht auf. "Wär's nicht an der Zeit, daß wir jetzt ein Täßchen Kaffee kriegten, Mutter? sagt er und blickt zum Fenster hinaus.

"Ich sehe, da drüben kommt Anine."

Anine, die Älteste, ist unverheiratet. Sie ist außerordentlich vernünftig, ein bißchen altjungferlich. Ihr Anzug ist einfach, aber solide; es sieht fast so aus, als spare sie ihr Geld zusammen. Sie steckt der Mutter einen Geldschein zu und hilft sofort bei der Zubereitung des Kaffees, als könne sie überhaupt nicht gut stillstehen und ohne Beschäftigung sein.

Jakob blickt im Zimmer umher.

"Tschja, dann fehlt wohl nur noch Sara!"

"Kräften und Tammes, das sind ja verheiratete Leute," sagt die Frau, "aber an uns denken, das werden sie heute trotzdem."

"Davon bin ich überzeugt," nickt Jakob, seiner Sache ganz sicher.

Darauf fragt Anine: "Gott mag wissen, wie es Hans und Sören drüben in Amerika geht. Ist es nicht sonderbar, daß sie nicht schreiben?"

"Ja, es ist merkwürdig genug," antwortet Jakob. Aber er lacht dabei so verschmüht und blinzelt der Frau zu, daß er sicher ein Geheimnis mit sich herumträgt.

Jens ist empört darüber, daß Anders, der Soldat ist, nicht seine Photographie schickt, denn er will gerne sehen, wie er sich in Uniform ausnimmt.

Doch auch dazu lächelt Jakob vielsagend. Dann vernimmt man ein Schaben oder Kraken am Fenster oder an der Tür. Wenn sie aber alle aufhören und hinblicken, hört das Geräusch auf, das ist doch aufforderbar.

Aber plötzlich werden Jakobs kummervolle Züge von einem tief aus dem Innersten kommenden Lächeln erhellt, das ihm so gut steht. Er flüstert:

"Ich glaub', es ist Sara!"

Diese Vermutung erweist sich als richtig. Als Jens die Tür aufreißt, steht sie da und lacht und lacht, daß es geradezu anstößend wirkt und sie alle mitlachen müssen.

Jakob reißt sich vergnügt den Ellenbogen und wiederholt: "Ich dachte wohl, daß es Sara sei, he, he!"

Sie ist seine Lieblingstochter. Sara, die so fein ist, bildet sofort den Mittelpunkt! Nun sieht sie außerdem nach dem Spaziergang durch die Berge so frisch und anmutig aus, und die Herzensfreude verschönt geradezu ihr Gesicht.

Man fingeriert an der feidenen Einfassung und den Perlstückereien ihrer Jade.

"So, ist das nun modern?" sagt Dortte Weidenhäusler. Sie faltet dabei in interessierter Betrachtung die Hände über dem

Wagen; es gab eine Zeit, wo sie meiner Seele Wohl wußte, was modern war und was nicht.

Jakob bemerkte still: „Ich hab es gern, Kinder, wenn ihr auf gutes Aussehen haltet; denn wer sich nicht selbst ehrt, den ehren andere auch nicht, aber — ich — ich — weiß —“

„Ja, Gott mag wissen, für wen sie sich so herausstaffiert!“ spottet Anine gereizt.

Sara wird puterrot und antwortet hasbig: „Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo Du Dich auch gerne putzen mochtest; es ist allerdings lange her!“

„P-h!“ zischt Anine. „Aber Kinder, Kinder!“ beschwichtigt Jakob. „Wo bleibt denn der Kaffee, Mutter?“

Der Tisch wird gedeckt. Die alte Zuckerschale und der Sahnentopf aus blauem Glas, die nur bei solchen Gelegenheiten hervorgeholt werden, stehen bereit. Zu beiden Seiten des blauen Kaffeegeschirrs wird ein bis oben mit Weichbrot gehäufter Teller gestellt, und der seine würzige Duft des Kaffeetessels zieht über das weiße Tischtuch hin und verleiht allem einen fefflichen und lebhaften Glanz. Es herrscht heute Ueberfluß im Weidenhäuschen. Man sieht es auch Jakob an, wenn er den Blick auf dem ganzen Familienkreise ruhen läßt, daß er das Gefühl des Ungewohnten hat, wie an den großen Tagen unseres Lebens.

„Ja, Kinder, nun geniert euch nicht, greift zu!“ sagt er und gießt sich selbst ein Gläschen vom alten Rum ein.

In diesem Augenblick zählt Jakob Weidenhäusler nicht zu den Kleinen Leuten.

Er lehnt sich zurück in seinem Stuhl: „Ihr habt es ja gut, alle miteinander, nun laßt mich sehen, daß Ihr Euch auch in Zukunft gut fuhrt!“ Er räuspert sich; denn der Rum kraht im Halse. Jakob ist solch starke Getränke nicht gewohnt.

Es sind alles Menschen, die zuzulangen verstehen. Mit einem Mal fängt Sara laut an zu lachen. Der Kleine Paul sitzt nämlich so ernsthaft da und stopft einen Kuchen nach dem andern in sich hinein. Kaum hat er das letzte Stück im Munde, so haften die Augen schon begehrlieh am nächsten. Er ist ganz überwältigt von all den Herrlichkeiten. Das sieht sehr komisch aus.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Weltausstellung in Brüssel.

I.

Die Brüsseler Weltausstellung wird, obwohl ihre offizielle Eröffnung nun schon sechs Wochen zurückliegt noch immer und bis auf weiteres „eröffnet“. Nach der Totenstille der ersten Wochen gibt es jetzt fast alle acht Tage ein Eröffnungsbankett, und wenn es in diesem Tempo so weiter geht, kann die Weltausstellung Ende Juli glücklich fertig werden. Kürzlich öffneten sich die Pforten der holländischen und englischen Ausstellung, dann kam das „Rubenshaus“ der Stadt Antwerpen an die Reihe, ihm folgten die Pavillons von Gent, Lüttich und Brüssel. Schließlich wurde auch die Kolonialausstellung zugänglich, und sogar das säumige Frankreich bereitet sich für diese Woche vor. . . . Aber während selbst Monaco und Persien den Ehrgeiz hatten, im Mai fertig zu werden, hat der Gastgeber all dieser Nationen, Belgien, noch immer nicht sein Haus bestellt. . . .

Was denn eigentlich in den ersten Wochen auf ein Entreebillet zu sehen war, lieber Leser? Je nun, Belgien ist ein fröhliches Land und Brüssel eine fröhliche Stadt. Da erhebt sich, gleich links vom Eingang der Weltausstellung, die durch zwei dürftige Obelisken nicht eben imponierend angekündigt wird, eine Kolonie von buntemaltem giebeligen Häuschen, mit engen Gäßchen, Stiegen, Brücken, einem kleinen Wasserlauf und vielen, vielen Wirtshäusern. . . . Die Gäßchen haben alte liebe Namen die Häuschen trauliche Schilder, und der kleine Wasserlauf heißt Senné, gleich jenem Flusse, der, zumeist überwölbt, durch Brüssel führt. Dieses kleine Altbrüssel aus Pappe, das trotz seiner theaterhaften Dekoration, mit seinen malerischen Winkeln und Durchblicken, seinen Kirmchen, seinen zwerghaft-pubigen Läden, den Fensterchen und verschörkelten Erkern, mit seinen kostümierten Nachtwächtern und den Kellnerinnen in Altbrüsseler Tracht eine romantische Illusion erzeugt, dieses kleine Altbrüssel, in dem jeden Abend, wenn sich die Taufende von blauen, roten, grünen und gelben Lichtern, die die Giebelstreifen entlang führen, ein regelrechtes „Kermesse“ treiben entwickelt; dieses kleine Altbrüssel ist der Trostbecher — und ach! nicht bloß figürlich! — für den einheimischen Ausstellungsbesucher. Jeden Abend sitzen da die Brüsseler, untermischt mit einem ansehnlichen Kontingent flotter Probinger (Belgien ist ja so klein und hat das dichteste Eisenbahnnetz Europas!), auf den Terrassen, wo die verschiedenen „Bräus“ geschänkt werden, und trinken mit derselben Inbrunst deutsche Biere wie sonst ihr heimatliches „Pils“ oder die „Guene-Lambic“, schäkeln mit den deutschen Kellnerinnen, fahren Butschbahn, stolpern freischend über die „wadelnde Bräde“, essen ihre geliebten „Ganfres“ und Crebetten (Garnelen und Krabben) und tanzen im „Rathaus“hof zur Musik der Grenadiere. Und

um 11 Uhr, wenn zur Metraite geblasen wird und das Musikfoprs durch die „Stadt“ zieht, dann stürzt alt und jung hinterdrein, und tanzend, singend, scherzend schließt wieder ein Tag in „Kermesse“-Brüssel. — Nein, der richtige Belgier bringt es nicht übers Herz, einer Ausstellungsleitung zu zürnen, die so innig-verständnisvoll für seine innersten Bedürfnisse gesorgt hat. Wohl hat sich am Eröffnungstag die Direktion nur mit der deutschen Sektion und mit Kanada vorgestellt. Wochenlang rollten noch zwischen den Ausstellungsbesuchern die vollbeladenen Waggons herum; jetzt — nach sechs Wochen — ist, wie gesagt, „Belgien“ noch nicht eröffnet, die seit Monaten auf allen Bahnhöfen angekündigte Heimarbeit-ausstellung nicht fertig und vieles andere dazu: aber „Bruxelles-Kermesse“ hat am ersten Tage glatt funktioniert! „Was wollt Ihr von den Reisern mehr?“ —

Aber steigen wir die Steintreppen Altbrüssels hinab, an den Seebunden und Fabeltieren vorbei, die im Bassin, vor der Fassade des belgischen Hauptgebäudes, nach den Wasserfrauen schauen und dem Plätschern des Springbrunnens lauschen. Mit der Architektur seines Ausstellungsgebäudes hat Belgien übrigens kein Meisterstück geliefert. Kommt man zumal gerade vom deutschen Ausstellungsgebäude, das in jedem Detail eine sinnvoll architektonische Anordnung verrät, dann steht man doppelt betroffen vor diesem verschörkelten konventionellen Bau, der weder grandios, noch monumental, noch in irgend einem Sinne geschmackvoll genannt werden kann. Es gibt natürlich Baukünstler in Belgien, die trotz der Schwierigkeiten, die, wie zugegeben werden soll, das Terrain im „Park von Solbosch“ bot, ihre Aufgabe besser gelöst hätten. — Mehr Glück hatte Belgien mit dem Renaissancebau der Stadt Brüssel, dessen Stil den alten Brüsseler Bauten nachgefüßt ist und der, namentlich wenn das Sonnenlicht auf den Goldzierat der Fassade fällt, mit seinem hochragenden ziervollen Turm, seinem Giebelwerk, seinen dekorativen Figuren und Bogenreihen, durch die der stille grüne Hof schimmert, einen stimmungsvollen und imposanten Eindruck macht.

Wendet man sich vom Pavillon der Stadt Brüssel, der eine interessante städtische Sammlung beherbergt, nach rechts, so gelangt man zum Pavillon für Frauenarbeit, — nicht zu verwirren mit dem ebenfalls von Belgien veranstalteten Heimarbeit-ausstellung. Denn während in dieser nüchtern und tatsächlich, ohne Verschönerung und ohne Verschönerung, das Leben und die Arbeit der Heimarbeiterin vorgeführt werden wird, zeigt sich dort die Frauenarbeit in einem Idrisch zugestutzten Milieu, in dem eine widerliche Geschäftsrellame den gutgemeinten ernsteren Zweck vollends vernichtet. Dieser Zweck war die Vorkführung der verschiedensten Arten von Frauenarbeiten samt der lebendigen Demonstration des Arbeitsprozesses. Man sieht in der Tat Federschmückerinnen, Lampenschirmnäherinnen, Schneiderinnen und Modistinnen, Zigarettensarbeiterinnen, Blumenmacherinnen, Stickerinnen, Bettdeckenstepperinnen, Spitzenarbeiterinnen (Nadelarbeit) und etliche andere Kategorien. Man kann da viel Interessantes beobachten und die wahre Herzgeschicklichkeit der Frauenhände (wie z. B. bei den zarten, komplizierten und artistischen Stickerien auf Seidengeweben) bewundern. Mit ehrfürchtiger Bewunderung aber wird der Fremde — der Einheimische hat Gelegenheit, die Spitzenarbeiterinnen in den Fluren und vor den Haustoren der flandrischen Städte zu sehen — vor diesen alten Weiblein stehen, deren dünne Fingerchen maschinenmäßig die Holzspulchen werfen und kunstgerecht mit den unzähligen Nadeln an den spinnwebigen Dessins hantieren. Sie sind auch die einzigen in dem Raume, die ein unge schminktes Arbeitsbild geben: sie sitzen in ihren ärmlichen Blusen und Kitteln da — peinlich sauber allerdings —, aber auch ein Sonntagsgewand hätte die tiefen Runen jahrzehntelanger Arbeit, durchwachter Nächte nicht milder und weniger ergreifend erscheinen lassen können. . . . Bei den anderen Tischen und Maschinen aber sitzt eine Auslese blonder, unberauchter Jugend, mit koketten Frisuren und im Sonntagsstaat — kaum daß ab und zu das blasse Gesichtchen einer Stickerin emportaucht. . . . Man hat „das Beste“ an Arbeiterinnen ausgesucht, was „auf Lager“ war, und der bürgerliche Besucher kann das beruhigende Gefühl nach Hause mitnehmen, daß es gar kein so übles Los sei, eine Zigarettenschachtelkleeberin oder eine Federschmückerin zu sein. Denn die Reklametafeln, Broschüren und Prospekte verkünden überdies nur die Vorzüglichkeit und die Preise der Waren, nicht aber die Löhne, Wohnungsverhältnisse und die Sterblichkeit der Verfärgigerinnen. Das wird, wie gesagt, die andere Ausstellung der Arbeit bringen, die auch sonst zu all den gleißenden Schaustellungen das notwendige Pendant liefern wird. Den einen moralischen Effekt hat indes auch diese Frauenausstellung: daß sie aufzeigt, wer die eigentlichen Schöpferinnen all des künstlerischen Luxus sind, der die eleganten Auslagen ziert und dessen Ruhm im Geschäftsleben sonst den Firmen zufällt. . . .

Wenden wir uns wieder dem Pavillon der Stadt Brüssel zu, oder vielmehr machen wir ein paar Schritte vorher beim Rubenshaus Halt. Es ist die Kopie des Palastes, den Rubens, kurz nach seiner Reise in Italien, anfangs des 17. Jahrhunderts, in der rue du Canal, der heutigen Rubensstraße in Antwerpen, errichten ließ. Die Außenarchitektur erscheint für den Grandseigneur, der Rubens war, fast einfach, doch zeigt das Atelier überreiche künstlerische Pracht und mächtige Raumverhältnisse. Namentlich der Blick vom ersten Stod gibt eine herrliche Perspektive und läßt die

märchenhafte Fülle von Bildnissen, Skulpturen, Teppichen, geschnittenen Möbeln und künstlerischem Zierrat in dem weiten, in der Höhe von Rundbögen umfäumten Räume zu feinsten Geltung kommen. Um die Stimmung zu erhöhen, säreitet ein ernster Diener in braunen Knieflecken und Barett feierlich auf und nieder.

Beim Brüsseler Pavillon beginnt die Avenue des Nations, die offenbar ihren Namen daher hat, daß in ihr Wirt- und Weinhäuser verschiedener Nationen ihren Sitz haben. In ihr steht auch der großentheilige, weißgetünchte freundliche Bau des Brüsseler „Maison du Peuple“, in dem man — in Gegensatz zu den meist unverschämten Preisen der Ausstellungsetablissemments — für mäßiges Geld gut und sauber bedient wird. Als Nachbargebäude hat der sozialistische Pavillon das Genter Haus, eine Nachbildung eines Baugewerks der flämischen Architektur des 16. Jahrhunderts: des Genter „Mäster Sittel“. Passieren wir den allzu dürftig und in seiner Pappendekelhaftigkeit kitschig ausgefallenen spanischen Pavillon, der den Zerber des Alhambrahofes heraufbeschwören möchte, und stellen wir uns einen Augenblick auf die die Avenue abschließende Terrasse, von der der Blick auf eine weite Gartenfläche fällt, die in Rechteckform von Ausstellungsgebäuden verschiedener Nationen flankiert wird. In den rechten Teil der Gartenfläche teilen sich Holland und Deutschland. Gittertore und reinlich geglättete Kieswege, sauber umzogene Bostelle und Beete — in den ersten Wochen leuchteten flammendrote Tulpenreihen — sprechen hier ihre Sprache, wie drüben die Architektur des deutschen Gartens, die weißschimmernden Biebermeierbänke in den Rondeaux und die Lorberbäume vor den Portalen der deutschen Gebäude.

Zur Rechten der Terrasse steht der Holzriegel vorkäufende Bau der holländischen Sektion, der indes mit seinen vielen freundlichen Giebeln und Türmen den mannigfaltigen feingefalteten Fenstern heiter und statlich wirkt.

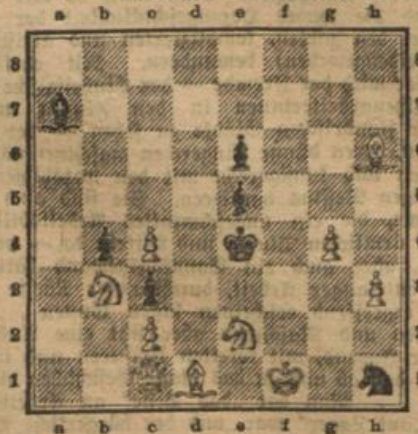
Eine Uhr schlägt irgendwo in der Höhe. Wir stehen noch immer auf der Terrasse. Unser Auge geht dem Klange nach und es ruht auf den gewölbten grauen Dächern, den weißen Flächen und schwarzen Säulen. In seinen weiten Industrie- und Maschinenhallen, in den sanftgetönten Kunstzimmern, in den Buchgewerben, den Spitzen- und keramischen Abteilungen, im Kultusaal ist der moderne kapitalistische Geist Deutschlands, ist die Tüchtigkeit der Arbeitenden aufgespeichert, eingefangen. Der deutschen Arbeit auf der Weltausstellung in Brüssel gebührt ein eigenes Kapitel.

Brüssel, 31. Mai.

Lotte Pöhl.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.



Martin 2+

Schachnachrichten. In Berlin sind in letzter Zeit drei kleine Wettkämpfe zum Austrag gekommen. v. Bardeleben gewann gegen Kemner mit 5 1/2 gegen 4 1/2. Da letzterer nicht einmal anerkannter „Meister“ ist, hat S. v. Bardeleben in letzter Zeit augenscheinlich sehr nachgelassen; sonst müßte der Vorsprung ein weit größerer sein. Hiernach ist auch das Resultat des Wettkampfes Leichtmann gegen v. Bardeleben (5 zu 1 zugunsten des ersteren) allerseits erwartet worden. Etwas überraschend ist der Ausgang des Matches zwischen Post und B. Sohn: 6 zu 3 bei 8 Remis zugunsten des ersteren. Herr Post gehört zu der allerjüngsten Meistergeneration, während sein Gegner schon in Köln 1898, wo Steinitz, Pillsbury, Schlechter und sonstige Koryphäen mitgetan hatten, den zweiten Preis davon trug. Herr Post kann auf seinen Sieg stolz sein.

Zur Frage der Sammlung der nötigen Geldmittel für den geplanten internationalen Arbeiter-Schachbund sei noch erwähnt, daß einige Großindustrielle sich bereit erklärten, beträchtliche Summen herzugeben. In Arbeiter-Schachkreisen hauptsächlich in englischen sind dagegen jedoch prinzipielle Bedenken geltend gemacht worden. Andere heben hervor, daß doch

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

für sämtliche Kapitale der Unternehmer nur aus den Leistungen ungenügend honorierter Arbeiter herrühren und daß daher die Ablehnung jener Unterstützung als „falsche Scham“ zu betrachten sei. Der Leiter dieser Schachpartie wurde gefragt, wie man sich in deutschen Arbeiter-Schachkreisen zu dieser Frage im Prinzip stellt. Dies ist der Grund der jetzigen Mitteilung, auf welche S. Kapin (München, Goethestr. 17) die Arbeiter-Schachclubs brieflich zu reagieren bittet.

Französische Partie.

Burn (Weiß) Charoulet (Schwarz)
Freie Partie, 1899 in Wien gespielt.

1. e2—e4 e7—e6
2. d2—d4 d7—d5
3. Sb1—c3 Sg8—f6
4. Lc1—g5 Lf8—e7
5. e4—e5 Sf6—d7
6. Lg5×e7 Dd8×e7
7. Sc3—b5 Sd7—b6

Bis hierher waren die Erläuterungen zu den Eröffnungszügen schon in unseren früheren Spalten angegeben.

8. a2—a4 a7—a6
9. a4—a5 a6×b5
10. a5×b6 Ta8×a1
11. Dd1×a1 Sb8—c6!

Dies ist stärker als die übliche Fortsetzung: 11. . . . e6 (droht Sb8—d7×b6); 12. Da8, Db4†; 13. c3, D×b2; 14. Sc2, b4! 15. D×b8, 0—0!; 16. c×b4, D×b4†; 17. Kd1, Db3† zc., wobei Schwarz nur einiges Schach erreichen kann.

12. e2—c3 0—0
13. b6×c7

Auf 13. L×b5† folgt 13. . . . S×d4! 14. c×d4, Dc7† nebst D×b5

18. . . . f7—f6!

Dieser Angriff auf den Bc5 ist speziell in allen denjenigen Varianten der Französischen Partie, in denen Weiß seinen Königsbauer nach e5 vorschiebt. Der Angriff verbürgt dem Nachziehenden fast immer in mindestens Ausgleiche, öfters noch mehr.

14. Sg1—f3

Weiß ist zu sehr in der Entwicklung zurück, um gut ausgleichen zu können. Falls 14. e×f6, so 14. . . . D×f6; 15. Sf3, e5 zc. mit starkem Angriff (droht e5—e4)

14. . . . f6×e5
15. d4×e5 De7×c7
16. Lf1×b5 Sc6×e5
17. Lb5—e2 Se5×f3†

18. Le2×f3 De7—e5†
19. Lf3—e2 De5—e4
20. f2—f3 De4—e3
21. Da1—d1 Le8—d7
22. Dd1—d2 De3—b6
23. Le2—d3

Um Dd2—f2 zu spielen, was Schwarz verhindert mit:

23. . . . Tf8—a8!
24. Ke1—e2 Ta8—a2
25. Th1—b1 e6—e5
26. Ke2—f1 Ld7—b5
27. Ld3×b5 Db6×b5†
28. Dd2—e2 Db5×e2†
29. Kf1×e2 Kg8—f7

Auch das Endspiel steht für Schwarz etwas günstiger.

30. Ke2—d3 Kf7—e6
31. Kd3—c2 Ta2—a4
32. g2—g3
33. Td1, Th4; 33. h3 zc.
32. . . . g7—g5
33. b2—b3?

Der Turmtausch ist verderblich. Statt dessen Th1 bot Remisaussichten.

34. . . . Ta4—a2†
34. Th1—b2 Ta2×b2†
35. Ke2×b2 Ke6—f5

Schwarz droht g4; f×g4, K×g4 nebst Kh3.

36. h2—h3 h7—h5
37. Kb2—c2 h5—h4
38. g3×h4 g5×h4
39. Kc2—d3 Kf5—f4
40. Kd3—e2 Kf4—g3
41. c3—c4 d5×c4
42. b3×c4 Kg3×h3
43. Ke2—f2 Kh3—h2
44. c4—c5 h4—h3

Ausgegeben, da Weiß dem feindlichen König das Feld g3 einräumen muß. Wäre jetzt Schwarz am Zuge, so wäre die Partie mit Kh1; Kd1; Kf2 zc. noch Remis.

Kleines feuilleton.

Optik.

Eine hübsche Erfindung für Neugierige. Bei den ungeheuren Menschenansammlungen, die durch die Trauerfeierlichkeiten in London verursacht wurden, hat sich ein erfindereicher Kopf einen kleinen Apparat zuzunehmen gemacht, um selbst im ärgsten Volksgebränge nichts von den Vorgängen auf der Straße aus den Augen zu verlieren. Die Erfindung ist gar nicht neu, sondern es handelt sich nur darum, längst bekannte Vorrichtungen im gegebenen Augenblick in einer entsprechend veränderten Form zu benutzen. Man kennt den Fenster Spiegel, den sogenannten „Spion“, durch den die liebe Neugier alle Ereignisse in der Nachbarschaft betrachtet und insoweit stets genau anzugeben weiß, wer die Straße passiert oder was sich sonst auf ihr zugetragen hat. Auf demselben Prinzip beruht das für eine weit ernstere Verwendung bestimmte Periskop, mit dem z. B. die Unterseeboote ausgestattet sind, damit die Besatzung in der Lage ist, während der Fahrt die umgebende Meeresfläche zu überschauen. Jener biedere Londoner Bürger hatte nun eine ähnliche Kombination von Spiegeln an einen Bambusstock von ungefähr 2 1/2 Metern Höhe angebracht und sich so in die Lage versetzt, über alle vor ihm befindlichen Leiber und Köpfe hinweg die Mitte der Straße im Auge behalten zu können. Die Londoner Polizei hatte die Absicht „einzuschreiten“. Der nächste Policeman befahl dem Bambusmann, seinen Apparat zu entfernen, ließ aber auf eine unerwartete Weigerung: die Polizeivorschrift ginge nur dahin, daß nichts auf die Straße gestellt werden dürfe, und er hielte seinen Stock in der Hand! Der Polizist holte einen Vorgesetzten, dem es aber nicht besser erging. Dann wurde ein Inspektor gerufen, der nach einigem Wortwechsel den Mann in Ruhe ließ. So hatte das Straßen-Periskop seinen ersten Siegeserfolg, und es wird nun vielleicht bald auch in anderen Großstädten bei ähnlichen Gelegenheiten zu sehen sein.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.